

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 27. Juni 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung.)

Diesmal beugte sich indessen Frau Virginia nicht wie sonst dem Willen ihres Gatten; sie mochte sich noch nicht so bald für besiegt erklären und entgegnete voll Unwillen:

„Man hat mich nicht gefragt bei diesem Verhältnis, so mag auch die Welt erfahren, daß es ohne meine Einwilligung geschlossen wurde.“

„Du darfst Deine Einwilligung nicht verweigern, ich fordere das von Dir als Gatte sowohl, wie als Vormund Deiner Tochter!“

„Und wenn ich sie dennoch verweigere?“

„Dann,“ sagte er und seine Stimme klang heiser vor Erregung, „magst Du gehen, aber für immer!“

Sie stieß einen Schrei aus und sank wie gebrochen auf das Sopha. Ohne sich nach ihr noch einmal umzusehen, verließ Ortman das Zimmer. Es dauerte lange, ehe er so weit sich zu fassen vermochte, um den im Salon seiner Harrenden die versprochene Antwort zu bringen. Wie erstaunte er, als er den Salon leer fand, und die Bote seiner Frau ihm auf Befragen mittheilte, die jungen Herrschaften seien bei der gnädigen Frau im Boudoir; die gnädige Frau habe sie zu sich bescheiden lassen. Ein Seufzer der Erleichterung hob Ortmanns Brust: Gott sei Dank, Virginia bequemt sich zur Vernunft. Und so war es. Die Drohung der Reise hatte so wie so nur ein Schreckschuß sein sollen. Frau Virginia wollte ihre Wichtigkeit die fühlen lassen, von denen sie sich vernachlässigt meinte. Leicht hätte indessen das Spiel ein ernstes Ende finden können, wäre nicht noch zur rechten Zeit die Ueberlegung Siegerin über den Eigensinn und die Laune der verwöhnten Frau geworden. Sie entschloß sich nachzugeben, und da es doch nun einmal nicht anders ging, wenigstens vor Editha und Walter als Großmuthige zu erscheinen. Von der Jungfer war sie benachrichtigt, daß ihr Gemal auf sein Zimmer gegangen sei und das junge Paar noch nicht gesprochen habe. So sandte sie denn zu den beiden, nachdem sie ihre Toilette der Situation entsprechend arrangirt, ein vortheilhaftes Halbdunkel durch Herablassen purpurner Vorhänge an den Fenstern in ihrem Gemache erzeugt hatte, um die Spuren der Thränen, die Bohn und Aerger ihr auspreßten, zu verbergen. Wie wenig ahnte sie von den Gefühlen der Verlobten, die von dem heiligen Ernst ihres Glückes erfüllt, für alle diese Vorbereitungen zu ihrem Empfange kein Auge hatten. Im Innersten ergriffen, nur von dem einen Gedanken durchdrungen, daß es die Mutter sei, deren Segen für ihren Bund sie zu erflehen kamen, knieten sie beide vor der in etwas theatralischer Stellung sie Erwartenden

nieder. Worte des Dankes, der Liebe strömten so warm und innig von Walters und Edithas Lippen, Worte, die selbst diese eitle Seele so rührten, daß das Eis ihrer Selbstsucht dahinschwand vor dem Frühlingsswehen dieses jungen Glückes. Auch Frau Virginia wurde weich, und es waren Thränen echten Gefühles, mit denen sie schließlich ihre Kinder an das Herz zog.

XVIII.

Der Sommer naht seinem Ende, nach einem stürmischen August bringt der September wieder heitere, sonnige Tage. In dem kleinen wohlgehaltenen Garten, der das neuerworbene schlichte Landhaus des Präsidenten umgiebt, wird ein Krankenstuhl in die schattige, windgeschützte Laube gerollt, in welcher der Gelähmte jetzt schmerzlos aber bleich und abgemagert ruht. Ihm zur Seite schreitet Helene; sie rückt ihm die Kissen zurecht, sie beugt sich mit liebender Sorge über ihn und fragt, als er mit dem von ihr gewählten Plaze sich zufrieden erklärt, ob sie ihm vorlesen dürfe.

„Später,“ entgegnet er und winkt ihr, sich neben ihn zu setzen, „ich habe vorher noch mit Dir zu sprechen.“

Sie blickt ihm erwartungsvoll ins Auge.

„Du hast heute Briefe erhalten?“

Er nickte bejahend: „Zuerst eine Nachricht, die Dir Freude machen wird: Unsere Olga ist gestern eines Knaben glücklich genesen.“

„Gott sei Dank!“ ruft die etwas hagerer gewordene, aber noch immer schöne Frau, der die Trauergewänder, die sie noch um den Verlust der Mutter trägt, einen neuen rührenden Reiz verleihen.

„Doch noch eine andere Nachricht ist uns zugegangen,“ fährt der Präsident fort, „eine überraschendere, denn die Geburt des Enkels war ja ein seit Wochen bereits sehnsüchtig erwartetes Ereigniß. — Doch lies selbst,“ fügt er hinzu und reicht Helene einen Brief hin.

Schon beim Blick auf die Handschrift der Adresse weicht das Blut aus ihren Wangen, erfährt sie ein leichtes Beben. Aber sie öffnet den Brief dennoch und läßt ihre Augen hastig über die Zeilen schweifen. Der Präsident wendet den Blick fort, er will sich nicht zum Belauscher ihrer geheimsten Empfindungen machen. Der Brief ist von Walter aus Verona datirt und kündigt dem Onkel seine vollzogene eheliche Verbindung mit Editha an. Dieser Mittheilung schließt sich die Bitte an, ihm zu gestatten, bei der bevorstehenden Hochzeitsreise in seine und Edithas Heimat seine junge Frau dem Oheim zuführen zu dürfen.

„Ich habe mich schwer gegen Dich und Dein Haus ver-
gangen,“ so schließt er. „Editha weiß alles und hat mir dennoch ihre Liebe, ihre Hand geschenkt; aber auf unser Glück wird der Schatten der Vergangenheit so lange verdüsternd fallen, bis ich von

Dir, von den Deinen das befreiende Wort vernommen habe: Dir ist verziehen. Ein edeles Herz an Deiner Seite kenne ich, das den Reumüthigen nicht vergebens bitten lassen wird, möge es zu meinem Fürsprecher werden bei Dir und bei der armen kranken Hildegard."

Helene läßt den Brief in den Schoß sinken, lange sitzen die Gatten stumm nebeneinander; dann legt der Präsident seine Hand auf die Helenens und fragt in mildem Tone:

"Was sagt das edle Herz?"

Ihre Augen füllen sich mit Thränen, sie neigt das Haupt über des Gatten Hand und sagt leise:

"Vergieb ihm!"

Er hebt ihren Kopf in die Höhe und blickt ihr fest in das feuchtgänzende Auge.

"Fühlst Du Dich stark genug, ihn wiederzusehen?"

"Durch Dich ist mir die Kraft geworden, die mir einst fehlte, Du sollst mit mir zufrieden sein."

"Meine gute Helene!"

Er läßt ihre Hand los und versinkt abermals in Gedanken.

"Aber Hildegard!" hab er dann nach kurzer Pause wieder an — "wie wird sie die Kunde aufnehmen? Wird ihr Gesundheitszustand der Aufregung einer Wiederbegegnung mit Walter gewachsen sein?"

"Das mag unser guter Doktor entscheiden; ich sehe ihn gerade durch die Gitterthür in den Garten treten."

Helene erhob sich bei diesen Worten, dem Arzte entgegengehend, der eben von dem benachbarten Hause Lydias kam, in dem einer der Kleinen wieder an leichter Erkrankung das Bett hütete. Helene hatte das Glück, jetzt häufig mit Lydia zusammen sein zu können; gab es doch seit der Pensionirung des Präsidenten, seit der Krankheit, die ihn der früheren, ausgedehnten Geselligkeit entzog, keine gesellschaftliche Scheidung mehr zwischen der Kaufmannsfrau und der Gattin des Pensionärs. Helene war mit der stillen Zurückgezogenheit, welche die Verhältnisse ihr auferlegten, wohl zufrieden. Sie lehte ganz ihrer Pflicht und wenn ihr auch manche Kränkung nicht erspart geblieben war, wenn sie auch hatte erfahren müssen, wie wenig wahre Freundschaft unter all den Huldigungen verborgen gewesen sei, die man der schönen, gefeierten Präsidentin dargebracht hatte, wenn sie auch mancher fühlen ließ, daß man mit der Verirrung ihrer Seele bekannt, und dieselbe zu entschuldigen nicht geneigt sei, so empfing sie doch wieder von anderer Seite, so viele Beweise wahrhafter Liebe und Achtung, die sie weit über das, was sie entbehren mußte, entschädigten. Wenn sie am Krankenstuhle des Gatten saß, wenn sein Blick voll zärtlicher Dankbarkeit sie traf, wie tausendfach fühlte sie sich dann belohnt für alles, was sie dem Leidenden in Liebe und sorgender Geduld Gutes zu thun vermochte. Und dann waren ihre Schwestern da, deren Sinn eine andere, höhere Richtung zu geben ihr und Antoniens gemeinsames Streben war. Lenore besuchte seit Ostern das Seminar für Lehrerinnen, und Antonie mühte sich durch Privatunterricht die Lücken ihres Wissens auszufüllen. Wenn auch das begehrlische Herz des jungen Mädchens noch mit dem ihr zugefallenen Lose grollte, und denselben Zug in sich trug, der Helene einst unzufrieden und unglücklich gemacht und sie fast in unsühnbare Schuld gestürzt hätte, so war doch schon viel von der Bitterkeit geschwunden, welche die Schwester am Sterbelager der Mutter erschreckte. Der Ernst der Arbeit, die größere Reife der Bildung sollte, so hofften Antonie und Helene, noch das übrige thun und die völlige Wandlung hervorbringen, die beide so sehulich wünschten. Die leichter lenkbare Jenny, deren Neigungen und Talente sich mehr dem Praktischen zuwandten, wurde in dem Haushalt verwendet und hatte in der vielbeschäftigten, umsichtigen Lydia eine treffliche Lehrmeisterin gefunden, die ihr alle die Anleitung gab, welche die stets bei dem Gatten beschäftigte Helene ihr nicht zu geben vermochte.

Der Hausarzt, jetzt wieder ganz ausgeföhnt mit Helenen, begrüßte dieselbe freundlich und ließ sich von ihr auf dem Wege

über das Ergehen des Patienten Mittheilung machen. Dann setzte er sich zu seinem alten Freunde, um mit diesem, wie er es gern that, ein Stündchen zu plaudern. Der Präsident benutzte die Gelegenheit, ihm von der Vermählung Walters und dem angekündigten Besuche zu berichten, und fügte die Frage an, ob er glaube, daß man Hildegard davon Mittheilung machen könne, ohne ihrer Gesundheit zu schaden.

"Ich bin so froh," schloß er, "daß es in der letzten Zeit ein wenig besser geht und sie wieder den Muth gewinnt, an die projektirte Reise nach dem Süden zu denken, daß ich um jeden Preis vermeiden möchte, etwas zu thun, was sie aufregen, ihren Zustand verschlimmern könnte."

Der Arzt rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her.

"Gewiß muß man alle Rücksicht auf sie nehmen. Indessen, lieber Freund, möchte ich doch nicht, daß Sie sich über die scheinbare Besserung in Hildegards Zustand Illusionen machen. Gerade Ihnen, dem selbst von Krankheit Heimgesuchten, bin ich volle Offenheit schuldig. Schon bei Beginn der unseligen Krankheit verhehlte ich Ihnen nicht, daß eine völlige Wiederherstellung von dem Leiden nicht zu hoffen sei."

Des Präsidenten Kopf sank auf die Brust.

"Ich fürchtete es wohl! War ich doch schon einmal Zeuge eines so langsamen Dahinscheidens, sah ich doch schon einmal unter den Rosen der Wangen den Tod lauern. Ich bin vorbereitet auf das Ende; dennoch möchte ich ihr das Leben, an dem ihre Jugend noch hängt, so lange als möglich erhalten und versüßen. Schon ist auch eine Begleiterin zur Winterreise erworben. Fräulein Werner will ihr Samariterwerk fortführen und in der Hildegard immer unentbehrlicher werdenden Gesellschaft des liebenswürdigen und klugen Mädchens soll sie den letzten Genuß noch finden, den ihr das Leben gewähren kann, den Genuß, den Glanz und die Schönheit einer südlichen Natur, die milde Luft dieser gesegneten Klimate zu athmen."

Der Arzt hatte wortlos zugehört; jetzt fuhr er einige male nachdenklich mit der Hand durch das dicke, graue Haar, warf einen raschen Blick auf den Präsidenten und dann auf Helene und sagte gesammelt:

"Wozu Sie täuschen, lieber Freund? — Sie haben ja den echten Mannesmuth, der jedem Schicksal zu begegnen weiß. Auch diese italienische Reise wird nicht mehr zur Ausführung gelangen. Die augenblickliche Besserung in Hildegards Befinden ist nur ein letztes Aufflackern der Lebensflamme; mit den letzten Blättern des Herbstes wird auch sie dahingehen."

Der Präsident bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Ob auch erwartet, traf ihn dieses Wort, das nicht zurückzuhalten, sobald es an der Zeit wäre, er den alten Freund gleichwohl gebeten hatte, mit seiner ganzen Schwere. Minuten vergingen, ehe er sich wieder fassen, den Blick wieder zu erheben vermochte. Als er die Hand von den Augen nahm, bemerkte Helene, daß er geweint hatte, aber sie sagte nichts, sondern drückte nur stumm seine Hand an ihr Herz, während sie dem Arzte leise von der Geburt des Enkels Mittheilung machte.

"Freude und Leid, wie nah liegt das im Leben zusammen!" rief der Arzt, und sich zum Präsidenten wendend, fügte er hinzu: "Ich glaube wohl, daß das Wiedersehen des Ungetreuen nicht ohne Erschütterung an Hildegard vorübergehen wird, deshalb erlauben Sie, daß ich sogleich zu ihr gehe, um ein wenig die Sonde anzulegen. Wann erwarten Sie den Besuch?"

"Schon in einer der nächsten Wochen."

"Schlimmsten Falls," fuhr der Arzt rasch fort und griff nach seinem Hut, "richten wir es so ein, daß Hildegard nichts von dem Besuche erfährt. Doch, wer weiß, vielleicht auch ist es ihr eine Freude, und eine freudige Erschütterung dürfen wir ihr schon gestatten."

Damit wandte er sich dem Hause zu. Hildegards Zimmer lagen auf der entgegengesetzten Seite der Villa. Da sie kaum mehr von ihrem Lager aufstand, hatte Helene für sie einen der anmuthigsten Salons mit anstoßender Veranda eingerichtet, in dem sie fern dem Lärm der Straße ungestört die frische Luft genießen konnte.

An diesem schönen, sonnigen Tage war ihre Chaiselongue auf den Balkon gerückt worden und dort ruhte sie eben, den Blick der großen, wie bei allen Schwindfüchtigen verklärten Augen träumend in die Ferne gerichtet. Ihr gegenüber, mit einer Handarbeit beschäftigt, saß Antonie. Seit die Kranke schwächer geworden, war ihre ungleiche Laune ein wenig stetiger. Dennoch vermochte sie die Abneigung gegen die Stiefmutter noch immer nicht zu überwinden, obwohl sie nun seit langem Zeuge von Helenens treuer und hingebender Pflege beim Vater war, obwohl diese selbst alles gethan hatte, um eine Annäherung herbeizuführen. An Antonie indessen hatte sie sich gewöhnt und der Einfluß dieses ruhigen in sich gefestigten Wesens blieb nicht ohne Wirkung auf die Kranke. Mit Ausnahme der wenigen Stunden, die Antonie für einen etwaigen Ausgang oder den Privatunterricht Lenorens gebrauchte, war sie immer um Hildegard, welche die Abneigung gegen Helene auch auf deren Schwestern übertragen hatte, die sich ihren Zimmern möglichst fern hielten. Wie oft hatte der Präsident Antonien still die Hand gedrückt, wie oft ihr in dankbarem Gefühl ausgesprochen, was sie ihm und seiner Familie geworden sei.

„Gott vergelte es Ihnen, wir vermögen es nicht,“ so hatte er noch gestern in der Abendstunde, als sie während einer kurzen Abwesenheit Helenens bei ihm im Zimmer weilte, zu ihr gesprochen, und sie hatte in ihrer bescheidenen Weise geantwortet:

„Sie überschätzen das Geringe, was ich leiste, Herr Präsident. Ist es nicht auch für mich ein Glück und eine Befriedigung, im Hause meiner liebsten Freundin mich nützlich machen zu dürfen?“

Eugen hatte die Aufmerksamkeit gehabt, Hildegard besonders mit einigen Zeilen die Geburt des Sohnes anzuzeigen. Doch wirkte die freudige Nachricht nicht so erhebend auf sie, als Antonie gehofft hatte. Das im Hause der Schwester aufgehende Leben erinnerte sie zu sehr an den Niedergang des eigenen. Sie gedachte alles dessen, was das Schicksal auch ihr einst versprochen hatte, und was ihr nun für immer versagt bleiben sollte, daß sie niemals die Zärtlichkeit eines Vaters, die Freuden des Mutterglücks genießen würde, und die alte Bitterkeit, gegen die Antonie so unermülich zu kämpfen sich mühte, stieg wieder in ihr auf.

Antonie wollte sie von den traurigen Gedanken, die sie auf ihrem Gesicht las, abziehen, und schlug vor, etwas vorzulesen, Hildegard lehnte aber auch das ab.

„Auch die Bücher gewähren mir keine Zerstreuung mehr,“ sagte sie, „sie erzählen mir alle von Freude und Lebensgenuß und erinnern mich doppelt an das, was ich entbehre.“

„Ist es nicht auch eine Freude, von dem Glücke anderer zu hören, an ihrem Wohlergehen theilzunehmen?“

Hildegard warf einen langen, traurigen Blick auf Antonie und schüttelte den Kopf.

„Am Glücke anderer mich freuen, habe ich nie gekonnt. Vielleicht wäre ich selbst sonst glücklicher gewesen. — Aber so das Bitterste schon in der Jugend ertragen zu müssen, sich verrathen zu sehen, wo man liebt — o, Fräulein Antonie, Sie haben das nie erfahren, sonst würden Sie mich verstehen.“

Antonie sah mitleidig auf die gebrochene Gestalt der Kranken.

„Ich verstehe Sie wohl, liebe Hildegard, aber ist es nicht auch etwas Großes, Unrecht mit Würde zu dulden, unsern Beleidigern verzeihen zu können?“

Hildegard bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„O, wenn ich das könnte; aber die Gedanken an das, was ich gelitten habe, steigen immer wieder in mir auf und Bohn und Kränkung erhalten dann Gewalt über alle milderen Regungen.“

Antonie trat zu ihr und faßte sanft die abgekehrten Hände der Kranken.

„Glauben Sie mir, diese Milde wird doch siegen, wenn Sie es nur ernstlich wollen. Versuchen Sie es einmal, die Gedanken von sich ab auf andere zu lenken, die Sie lieben, daran zu denken, wie Sie diesen wohl eine Freude machen könnten; denken Sie an Ihren Vater, an Ihre Schwester, an alle die Menschen, die Ihnen zugethan sind, Ihnen Liebes erwiesen haben.“

„O, deren sind nur sehr wenige.“

„Und wenn es wenige sind, sie haben doch wohl auch einen kleinen Anspruch auf Ihre Liebe.“

„Ja, ja,“ rief Hildegard und drückte ihr Gesicht an Antoniens Brust, die sich zärtlich zu ihr neigte. „Ich fühle ja oft, welch ein undankbares Kind ich gegen meinen Vater, meinen guten, so schwer geprüften Vater bin, ach und ich weiß wohl, wodurch ich ihm meine Dankbarkeit erweisen, ihn erfreuen könnte, und doch vermag ich es nicht.“

„Die Stunde wird kommen, in der Sie es vermögen.“

„Helfen Sie mir dazu, Antonie, Sie Edle, Gute. Ach, hätte ich Sie immer bei mir gehabt, ich wäre eine andere geworden, ja, vielleicht hätte ich ihn dann nimmer verloren, vielleicht wäre ich heute dann eine glückliche Gattin und Mutter wie Olga.“ Und ihr Haupt noch fester an Antonie drückend, begann sie bitterlich zu weinen.

„Ich bitte Sie, regen Sie sich nicht so auf.“

In diesem Augenblicke trat der Arzt ein. Hildegard trocknete ihre Thränen und suchte sich zu fassen.

„Was ist geschehen?“ fragte der Arzt Antonie.

„Es ist die Erinnerung an die Vergangenheit,“ entgegnete Antonie, beruhigend über das Haar der Leidenden streichend, „die unsere gute Hildegard noch immer bedrückt. Sie möchte Versöhnung und kann sie doch nicht finden.“

„O,“ rief der Doctor, „Versöhnung findet man schon, wenn man sie sucht, und unser lieber Herrgott richtet es oft bequem für uns ein, auf daß wir keine Entschuldigung haben.“

Hildegard sah fragend nach dem alten, treuen Arzte auf.

„Sie haben etwas auf dem Herzen, lieber Doctor. Sagen Sie es mir offen, ich kann jetzt alles hören, und ich will, will gut sein, um ihretwillen, der ich so viel verdanke,“ und sie reichte Antonien die Hand.

„Nun denn ohne weitere Einleitung —“ und er erzählte kurz von Walters Verheirathung und seiner Absicht, die Verwandten aufzusuchen, um sich mit ihnen auszusöhnen.

Doch plötzlich hielt er mitten in seiner Rede inne, denn über Hildegards Züge breitete sich eine todtenähnliche Blässe, ihre Hand fuhr wie im Schmerze nach der Brust. Antonie eilte erschreckt hinzu.

„Fassung, Fassung,“ bat sie, „der Himmel prüft Ihr verschönlisches Herz, theuere Hildegard.“

Sie richtete die Schwerathmende empor. Auch der Arzt zeigte eine besorgte Miene, er griff nach dem Nieschsalze und rieb die erkalteten Hände der Kranken. Dann rückte er die Kissen zurecht, und prüfte den Puls, Antonie bedeutend, Hildegard einer völligen Ruhe zu überlassen, so würde sie sich am besten wieder erholen. Antonie legte sanft das müde Haupt, das an ihrer Brust geruht hatte, auf die Kissen und hauchte einen Kuß auf die bleiche Stirn. Der Arzt schickte sich zum Gehen an. An der Thür des Zimmers, bis zu der Antonie ihn geleitete, nahm er mit einem Händedruck von derselben Abschied und sagte ihr leise und bedeutungsvoll:

„Ich habe mit raschem Stiche die Wunde jetzt geöffnet, Ihnen bleibt es, den lindernden Balsam auf dieselbe zu legen, damit sie nicht mehr schmerze.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ihr Glück.

Skizze von B. Rittweger.

Der Amtsrichter will raschen Schrittes die Treppe hinan und, ins Wohnzimmer eintretend, ruft er in freundlichem Ton seiner jungen Frau zu, die ihn wohl hat kommen hören, deren gleichgiltige Miene sich aber nicht verändert: „Lucie, mach' Dich fertig und begleite mich nach dem Forsthaus. Es ist eine halbe Stunde bis dahin, und der Doktor sagte mir eben, es sei so hübsch dort an Sommerabenden und man treffe in der Regel angenehme Gesellschaft. Es wär' doch mal eine Abwechslung für Dich, kleine Frau!“

„Angenehme Gesellschaft! Hier? Aber Arnold, ich bitte Dich! Vielleicht Pastors mit ihren sieben Kindern, von denen immer eins heult, oder ein altes Jungferntränkchen, welches bei Kaffee und Streufekuchen die neusten Ereignisse bespricht und dazu mit den Stricknadeln klappert! Nein, Arnold, für solche Genüsse bin ich mir denn doch noch zu gut. Vielleicht, wenn ich erst einmal zehn Jahre hier gelebt habe und mein Geist abgestumpft ist. Dann vielleicht sehe ich in einem Spaziergang nach dem Forsthaus eine angenehme Abwechslung.“

„Lucie!“

„Nun ja, ich kann einmal nicht anders, laß mich doch!“

„Du willst nicht anders, Lucie. Du willst nicht sehen, daß es im Grunde hier dieselben Menschen sind, als in Berlin, wenn auch mit anderen Gewohnheiten und Bedürfnissen. Ich hoffte, Du würdest Dich nach und nach finden, und ich bitte Dich nochmals, probir's, geh' heute mit mir, — es ist ein so herrlicher Nachmittag.“

„Ich kann nicht, ich sagte Dir's schon. Noch viel mehr als hier in meinen vier Wänden werd' ich dort meine Einsamkeit, meine Verlassenheit empfinden.“

„Gut, Lucie, so geh' ich allein. Vielleicht besinnst Du Dich unterdessen auf Dich selbst und darauf, daß es einer jungen Frau, die ihren Mann liebt — und ich hoffe doch, dieses Gefühl lebt noch in Dir — und die von ihm geliebt wird, übel ansteht, sich ‚einsam und verlassen‘ zu nennen. Guten Abend!“

Einen Augenblick noch bleibt der Amtsrichter stehen, dann, als nur ein kaum hörbarer Gegengruß erfolgt, ohne ein weiteres Wort, geht er, die Thür etwas heftiger, als es sonst seine Gepflogenheit ist, zuschlagend.

Die junge Frau seufzt tief auf und späht hinter'm Vorhang hinaus. Wirklich, dort geht er die Straße entlang, ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen. Er läßt seine arme Frau allein zu Hause. Er liebt sie eben nicht. Wenn er sie wirklich liebte, dann hätte er sie nicht gezwungen, ihm hierher zu folgen in dieses greuliche ostpreussische Nest, wo alle Kultur aufhört. Dann hätte er ihr nicht zugemuthet, Berlin, dieses schöne, geliebte Berlin zu verlassen. Es sei für seine spätere Karriere nothwendig und förderlich, so hatte er behauptet, wenn er jetzt diese schwierige Stelle — sein Vorgänger, ein sehr alter Herr, hatte viele Mißstände einreißen lassen und man hatte zu ihm das Vertrauen, er sei der rechte Mann, alles wieder ins rechte Geleise zu bringen — wenn er jetzt diese Stelle annehme. Ach, als ob das ein Trost wäre! Da wollte sie doch lieber darauf verzichten, Frau Präsidentin zu werden, wenn sie erst alt und grau war, um den Preis, hier ihre ganze Jugend vertrauern zu müssen. O, wie glücklich sie gewesen war in der ersten Zeit ihrer Ehe in Berlin! Ueberhaupt immer, als Kind schon, als junges Mädchen im Elternhaus. Und wie's dann immer schöner geworden war, als sie „ihn“ kennen lernte, den hübschen Assessor, und als er ihr huldigte und als er um sie warb und sie ein Paar wurden. Er war an einem Landgericht beschäftigt und sie nahm als selbstverständlich an, daß er immer in Berlin bleiben

werde. In pekuniärer Beziehung sorgten ihre Eltern ausreichend für das junge Paar — auf ein höheres Gehalt oder einen billigen Wohnort zu sehen, hatte man nicht nöthig. So würde man in ungetrübtem Glück weiterleben in dem gewohnten geselligen Kreis, dessen Mittelpunkt die schöne junge Frau bleiben würde, wie sie's schon als Mädchen gewesen. Es war ja nie die Rede davon, daß es anders kommen könnte. Und maßlos war daher Lucie's Erstaunen, ihr Schrecken, als eines Tages Arnold heimtam mit der Nachricht, man habe ihm eine Richterstelle in einem kleinen Städtchen in Ostpreußen angeboten und er sei bereits entschlossen, sie anzunehmen. Es sei ein Vertrauensbeweis für ihn und er sei stolz auf diese Auszeichnung. Die junge Frau war außer sich und erklärte, sich unter keinen Umständen von Berlin trennen zu können, zumal es sich um eine Uebersiedelung in ein solches erbärmliches Nest handelte. Aber Arnold blieb fest. Er betonte, daß es sich hier in erster Linie um ihn, um seinen Beruf handele, und daß er ein Recht habe, zu verlangen, daß seine Gattin dies einsehen und sich ihm zu lieb in die veränderten Verhältnisse schicken lerne. Er habe das übrigens für so selbstverständlich gehalten, daß er eine solche Bedingung bei seiner Werbung um ihre Hand eigens zu stellen, garnicht für nöthig gehalten habe.

Die Eltern, denen die Trennung von dem vergötterten Töchterchen entsetzlich war, redeten zwar gut zu, aber sie ließen doch immer durchblicken, daß sie Lucie eigentlich als Opferlamm betrachteten. Kurz, die letzte Zeit in Berlin war unerquicklich in hohem Grad. Aber immerhin — es war doch eben noch Berlin. Doch nun, seit fünf Monaten, lebte man hier, und Lucie hatte immer noch das Gefühl, als sei es vorbei mit allem Glück. Sie konnte sich nicht darein finden. Sie versuchte es allerdings auch garnicht. Es war ja alles zu schrecklich. Schon diese Dienstwohnung, die zwar geräumig, hell und lustig, deren Zimmer aber niedrig und deren Ausstattung mit dem besten Willen nicht „elegant“ zu gestalten war. Es war ja nicht einmal Gas vorhanden, vom elektrischen Licht garnicht zu reden, und die Wasserleitung fehlte, sodaß ein den Ansprüchen der Neuzeit entsprechendes Badezimmer z. B. eine Unmöglichkeit war.

Dann das Städtchen in reizloser nüchterner Gegend, das erbärmliche Pflaster, die armseligen Geschäfte! Und diese Menschen! Diese Frauen namentlich! Nein, zu solchem Verkehr war Frau Lucie sich doch zu gut. Das stand bei ihr fest, nachdem sie einmal in einem Kaffee gewesen und die Frau Apothekerin sie von den Krankheiten ihrer sämtlichen Familienglieder unterhalten, während auf der anderen Seite die Rechnungsräthin ihr ewig von ihrem neuen Sparherd erzählt hatte. Kein Wort von Theater und Musik, von Punksalons und Galerien, von den neuesten Zeitereignissen.

Als sie den Versuch gemacht hatte, ihrer Nachbarin, der Rechnungsräthin, vom neuesten Tbsen zu berichten, da hatte diese Dame sie verständnißlos angestarrt und gemeint, ob das vielleicht noch ein besserer Sparherd sei als der ihrige. Entsetzlich!

Frau Lucie hatte genug von dem einen mal. Sie zog sich in der Folge gänzlich von der Geselligkeit des Städtchens zurück, und ihr schlechtes Aussehen machte die Ausrede, sie fühle sich nicht wohl genug, allenfalls glaublich.

Man ging bald über „die neue Frau Amtsrichter“ zur Tagesordnung über. Man hatte sie ja nicht gerade nöthig. Der verstorbene Amtsrichter hatte gar keine Frau gehabt.

Alle Bemühungen Arnolds, Lucie zu einer freundlicheren Auffassung ihrer jetzigen Lage zu bringen, waren vergeblich. Forderte er sie zu einem Spaziergang auf, so hieß es, je nach der betreffenden Bitterung: „Ach, laß mich — soll ich im Schmutz meine Schuhe stecken lassen?“ oder: „Wünschst Du vielleicht, daß ich im Staub umkomme? Ich bin solche Wege eben nicht gewöhnt.“ Nieth er ihr, zu lesen, dann meinte sie: „O, aus der hiesigen Leihbibliothek vielleicht, wo Spielhagens „Problematische Naturen“ immer noch das Neueste sind?“ Erwiderte er, sie habe ja auch

ihren eigenen Bücherschrank, ihre Klassiker, dann war die Antwort: „Dazu muß man in Stimmung sein.“ Kurz, es fruchtete nichts, und war Lucie gründlich unglücklich, so litt ihr Mann nicht weniger unter diesem Zustand der Dinge. Ost schon hatte er's auf den Lippen gehabt, ihr vorzuschlagen, sie solle wieder für eine Zeitlang nach Berlin zu den Eltern reisen, aber dann sagte er sich, das sei nicht das Rechte, Nachgiebigkeit sei hier Schwäche.

Frau Lucie läuft jetzt, nachdem Arnold entschwinden ist, rastlos im Zimmer hin her. Sie fühlt sich tiefunglücklich, getränkt, beleidigt, und dazwischen spricht in ihrem Innern eine leise mahnende Stimme: die Neue! Doch dieser Stimme will sie kein Gehör schenken. Sie ist ja zu unglücklich, zu verlassen. Es ist ihr Recht, sich gegen das Geschick aufzulehnen. Und so kann's auch nicht weitergehen. Sie kann nicht fortleben hier, wo sie nichts hat, nichts von all' dem, was ihr nun einmal Lebensbedürfnis. Ihr Glück, welches ihr so sicher geschienen, es ist dahin!

Ueber all' dem Denken und Grübeln wird's ihr ganz schwül und eng zu Muth. Sie meint ersticken zu müssen in den vier Wänden des niedrigen Zimmers. Und freiwillig entschließt sie sich nun zu einem Spaziergang. Durch den kleinen Hausgarten nimmt sie ihren Weg. Da läuft sie nicht Gefahr, vielleicht einem Bekannten zu begegnen und Rede stehen zu müssen. So ist sie gleich auf einem Pfad, der hinter der Stadt hinaus ins Freie führt. Es ist ein wundervoller Sommernachmittag, warm die Luft und doch frisch dabei. Es hat am Morgen noch geregnet und der Staub ist ziemlich gelöst. Still und menschenleer ist's ringsum. Die Honoratioren der Stadt gehen nicht eigentlich spazieren. Sie suchen nur bisweilen einen Vergnügungsort auf, und sonst beschäftigen sie sich in ihren Gärten. Die gewöhnlichen Leute aber sind in dieser Zeit — es ist wohl halb sechs Uhr — noch in Geschäft und Werkstatt festgehalten.

Die junge Frau geht langsam, trübsinnig vor sich hinstarrend, ihres Weges und träumt von Berlin, von den Promenadenwegen im Thiergarten, von den Linden, von den Konzerten im Zoologischen, von der Nationalgalerie, von all' den geistvollen, lebenswürdigen Menschen ihres Bekanntenkreises. Und mit erneuter Wucht kommt das Gefühl ihres Glendes über sie.

Endlich aufblickend befindet sie sich an der Pforte des Friedhofes. Sie ist noch niemals hierher gekommen. Seltsam, auch in Berlin hat sie niemals einen Friedhof besucht. Sie hatte keine Todten.

Die vergoldeten Spitzen der Gitter und der Kreuze leuchten im Abendsonnenschein, und Frau Lucie fühlt plötzlich ein unbezwingliches Verlangen, einzutreten. Es ist ja still und menschenleer, und sie ist so unglücklich, so innerlich zerrissen, so todessehnsüchtig, daß sie es förmlich lockt, diesem Gefühl durch einen Gang nach dem Friedhof so recht nachzugeben. Die Todten schienen ihr die beste Gesellschaft.

Schon eine ganze Weile ist sie zwischen den Gräbern hin- und hergewandelt, und es ist ihr kein Mensch begegnet. Nun ist ihr die Einsamkeit doch drückend. Verlassen von aller Welt, sogar von dem eigenen Gatten! O, wie unglücklich sie ist!

Sie liest die Inschriften auf den Grabsteinen und findet darunter viele, die sehr alten Leuten gelten. Aber das erhebt sie nicht — im Gegentheil. Kann man denn hier überhaupt so alt werden, hier in dieser erbärmlichen Enge — so fragt sie voll Bitterkeit.

Wieder macht der Weg eine Biegung. Der Friedhof ist weitläufig angelegt. Kein Wunder, Grund und Boden giebt's hier zu Land genug, — er hat nur geringen Werth. Jetzt fällt Lucies Blick auf ein seltsames Wesen: eine ältere Frauensperson, dem Kopf nach zu urtheilen, aber mit dem Körper eines Kindes, verwachsen in hohem Grab, ein trauriges Bild. Doch die arme Bucklige sieht garnicht traurig aus. Sie hat Lucies Nahen noch nicht bemerkt, aber diese kann ihr Antlitz sehen. Es spricht ein stiller Friede und eine gewisse innerliche Heiterkeit aus diesem häßlichen und doch eltsam anziehenden Gesicht.

Die Verwachsene hat einen Rechen, eine kleine Harke und ein Gießkännchen neben sich. Der kleine Platz, an dem sie steht, ist nicht erhöht, wie die anderen Gräber, sondern gleicht einem flachen Beet und ist mit einem wahren Flor blühender Sommerpflanzen bewachsen. Da die Hügel ringsum durchweg nur mit Rasen bedeckt sind, fällt der bunte Fleck doppelt auf. Eine rohgezimmerte Bank ladet zum Sitzen ein, und eben nimmt die Einsame, nachdem sie die Erde von ihren Händen an ihrer Schürze abgestreift hat, mühsam Platz. Dann falteten sich ihre Hände und sie schaut so recht befriedigt auf die Blütenpracht. Sonderbar! Ist es die Einsamkeit, die Frau Lucie dazu treibt, oder Mitleid mit der jammervollen Gestalt — es lockt sie, mit ihr zu sprechen. So tritt sie näher und bietet der Verwachsenen einen Gutenabend. Freundlich erwidert die den Gruß und will aufstehen. Doch die junge Frau läßt es nicht zu, sondern bittet, neben ihr niedersitzen zu dürfen. Es ist Raum für zwei auf dem Bänkehen.

Nun fühlt Lucie die Verpflichtung, etwas zu sagen, und sie beginnt: „Haben Sie hier einen lieben Menschen begraben, dessen Ruhestätte Sie so freundlich schmücken? Aber es sieht eigentlich nicht aus wie ein Grab —“

Leichte Verlegenheit malt sich in den Zügen der Verwachsenen und sie beginnt in leisem Ton, erst nach und nach sicherer werdend, zu sprechen: „Nein, gnädige Frau —“ sie weiß also, wen sie vor sich hat, denkt Frau Lucie — kein Wunder in solchem kleinen Nest, — „nein, gnädige Frau, es ist noch niemand hier begraben, es ist nur — mein eigenes Grab. Das scheint Ihnen wohl seltsam, aber es ist so. Und ich hab's gar lieb, mein Grab. Es ist mein einziges Glück. Sehen Sie, ich bin niemals gewesen wie andere, niemals gerade, gesund, kräftig. Immer arm, verlassen, ein elend Geschöpf, wie Sie mich da sehen. Und ich hab' niemals etwas mein eigen genannt, ich habe niemals etwas gehabt, worauf ich hätte Anspruch machen dürfen, kein Eigenthum, nichts. Von meiner Geburt an muß' ich von der Stadt erhalten werden. Denn meiner Mutter kostete ich das Leben, mein Vater war schon ein paar Monate vorher gestorben. Ich kam in Pflege, von einem Haus ins andre. Niemand wollte das kränkliche Würmchen lange behalten. Manchmal meinten's die Pfleger gut mit mir, manchmal schlecht, je nachdem. Ich konnte, auch als ich heranwuchs, nicht viel leisten, allenfalls ein kleines Kind beaufsichtigen, bei einem armen Kranken sitzen, wenn er sich nicht vor meiner traurigen Gestalt scheute, etwas Flicken und Stricken; keinerlei harte Arbeit konnt' ich vollbringen. Da bin ich immer auf der Wanderschaft von einem Haus ins andre. Allein kann ich ja nicht bleiben. Ich hab' ja nichts, nicht Tisch, noch Stuhl, noch Bett. Was ich verdiene, reicht ja nicht einmal aus zum Essen und Trinken und zur Kleidung. Die Stadt muß noch zugeben. Das hat mir immer so weh gethan, lange Jahre, und ich war so unglücklich. Da — aber, gnädige Frau werden nicht. Zeit haben, mein einfältiges Geschwätz anzuhören, entschuldigen gnädige Frau —“

„Ich bitte Sie herzlich, erzählen Sie mir weiter, ich höre gern zu!“ erwiderte Lucie eifrig, und die Bucklige fuhr fort: „Es ist nun drei Jahre her, da war ich mal im Wald, Leseholz sammeln, und da traf ich ein kleines Mädchen, reicher Leute Kind. Es hatte sich beim Blumensuchen verlaufen und ich nahm's mit heim. Die Mutter, die sich schon schwer geängstigt hatte, gab mir aus Dankbarkeit drei Thaler. Und ich, ich kaufte mir dafür den Platz hier auf dem Friedhof. Die Leute lachten mich alle aus, nur der Herr Pastor nicht, — der ist gar gut. Und es war ja mein Geld, mein selbstverdientes. Und es langte gerade zu dem Platz. Ich hatte mir's immer schon so gewünscht, aber niemals hatte ich die Möglichkeit gesehen, es zu erreichen. Seitdem bin ich ganz glücklich. Ich habe doch nun etwas, was mein Eigenthum ist, was mir niemand nehmen kann. Denn es liegt verbriest und versiegelt auf dem Rathhaus, daß dieses das gekaufte Grab der Jungfrau Barbara Compelius ist. Sie glauben nicht, wie glücklich ich darüber bin, gnädige Frau! Das ganze Jahr über hab' ich etwas, worauf ich mich freuen kann.“

Sehen Sie nur, die bunten Blumen. Und sie kosten garnichts. Nur ein bißchen Mühe. Der Todtengräber schenkt mir im Frühling eine Handvoll Pflanzen und ich pfleg' sie so gern. Ich kann's ganz gut, wenn mir auch die Brust und der Rücken allemal nachher etwas weh thun. Der gute Mann hat mir ja die Bank gezimmert, damit ich mich schön ausruhen kann. Es giebt eben überall auch gute Menschen. Ich' ich am Sonntag in die Kirche geh, hol' ich mir allemal erst ein paar Blumen von meinem Grab. Und im Herbst, wenn sie verblüht sind, dann giebt mir der Todtengräber ein paar Tannenäste, und dann deck' ich's schön zu und es ist auch wieder hübsch. Und im März, da blühen außen herum in jedem Jahr die Schneeglöckchen. Die kommen immer wieder und verlangen keine Pflege. Das ist eine Freude. Ja, ich hab's sehr lieb, mein Grab. Doch nicht deshalb am meisten, nicht wegen der Blumen. Sehen Sie, gnädige Frau, wenn man sein ganzes Leben lang kein Plätzchen hat, auf das man ein Anrecht hat, keine Heimat, wie andere Menschen, dann thut's einem gar wohl, zu wissen, man hat doch im Tode eines. Freilich, sie sagen, die Leute, ein Grab hätt' sie doch kriegen müßten, die Barbara, aber dies hier ist ein gekauftes Grab. Das bleibt für allezeit mein Grab und darf nicht wieder benutzt werden, das ist verbrieft und versiegelt auf dem Rathhaus. Und mir ist's niemals so wohl, als wenn ich hier bin und an die Zeit denk', wo ich erst hier ausruhen darf, wo mein armer Leib begraben sein wird. Vielleicht bin ich einmal im Jenleits nicht noch so — so — vielleicht bin ich dann auch wie — die andern — die Seelen sind gewiß einander gleich. — Und über all' das kann ich hier so gut nachdenken, hier, an meinem Grab. Es ist mein ganzes Glück."

Die Verwachsene schweigt jetzt und erst nach einer Weile hebt sie nochmals an:

"Entschuldigen Sie nur, gnädige Frau, daß ich so ein Langes und Breites daher geredet hab', von mir und meinem Grab — es war gewiß nicht schicklich."

"O, Sie haben keine Entschuldigung nöthig, Liebe. Sie haben mir sehr wohl gethan. Ich danke Ihnen herzlich. Und — wenn Sie einmal im Amtsgericht einsprechen möchten und nach mir fragen, vielleicht kann ich Ihnen — kann ich Ihnen auch etwas zu liebe thun. Und nun leben Sie wohl. Noch etwas — nach welcher Richtung liegt wohl das sogenannte Forsthaus? Ist es leicht zu finden?"

"O, da können gnädige Frau garnicht fehlen. Dort, der gerade Weg führt direkt hin. Sie sehen das Dach am Wald von hier aus. Ein halbes Stündchen ist's nur."

"Ich danke sehr, da muß ich eilen!"

Frau Lucie geht raschen Schrittes den bezeichneten Weg. Nicht mehr mit am Boden haftenden Augen, wie vorher, nein, aufrecht und mit leuchtenden Blicken um sich schauend. Sie hat in ein Dasein blicken dürfen, in ein so armseliges, wie es wenige giebt. Und sie fühlt sich wie verwandelt. Sie hat einen Menschen kennen gelernt, dessen einziges irdisches Glück darin besteht, sein künftiges Grab zu pflegen und in stiller Freude der Zeit zu gedenken, da es ihm vergönnt sein wird, dort zu ruhen. "Ihr Glück" hat sie das genannt, die arme Verwachsene! Ein Schauer überfliegt den Körper der jungen Frau und dann wieder tritt ein frohes Lächeln auf ihr Antlitz. Wie reich sie ist, wenn sie ihrer Wohnung gedenkt, die so hell und licht und mit allem Nützlichen und Unangenehmen ausgestattet ist, und ihres Gatten, der sie auf den Händen tragen möchte, der aber auch das Recht hat, — jetzt sieht sie's ein — von ihr mehr zu erwarten, als sie ihm bisher gegeben, — ja, das hat er. Und ihrer Eltern gedenkt sie, die ihr zärtliche Briefe schreiben, die sie wiedersuchen wird, sobald sie es wünscht. Ach ja, sie weiß es jetzt, sie hat zu danken für vieles, — ah, wie sie sich schämt, und freut, daß sie gut machen kann, daß sie lebt. O, wie schön dieses Leben ist! Auch hier. Und nun zu ihm, ohne Zögern —!

Das ist ein Erstaunen, als unter die muntere schwatzende und lachende Gesellschaft am Forsthaus plötzlich die Frau Amtsrichter tritt mit freundlichem Gruß und den etwas hastig hervorgesprudelten Worten: "Da bin ich doch noch, Arnold, ich — ich — fühlte mich wohler und da —"

"So ist's recht, liebe junge Frau," ruft der Pastor, — seine Gattin ist eben beschäftigt, ihren Jüngsten, der richtig heult, zur Ruhe zu bringen. "Das ewige Zuhause sitzen taugt nichts. Sie müssen sich herausreißen, dann werden Sie bald sehen, daß es sich auch mit uns ganz gut leben läßt."

Frau Lucie wird etwas roth — sie liest in den feinen Zügen des Geistlichen, daß er sie durchschaut hat und eifrig erwidert sie: "O, das weiß ich schon, Herr Pastor, und ich hoffe, bald völlig hier eingewöhnt zu sein. Es ist ja so hübsch hier!"

Arnold traut seinen Ohren nicht; er hat eben noch mit ziemlich verstimmtem Gesicht zwischen den andern gefessen, fast fürchtend, Lucie wolle sich nur einen Scherz mit der Gesellschaft machen, aber nun, da sie ihm unter dem Tisch die Hand drückt und ihm zuflüstert: "Es ist mein Ernst, Arnold, ich erzähle Dir nachher — o — ich habe so viel erlebt in der letzten Stunde!" da hellt sich sein Antlitz auf und er fühlt sich nun von schwerer Last befreit. Beim Aufbruch läßt das junge Paar die andern alle voraus und dann beginnt Lucie, am Arm des Gatten hängend, ihre Beichte, — berichtet ihm alles, was sie erlebt hat und schließt mit den Worten: "Nun, Lieber, soll alles anders werden. Du glaubst nicht, wie thöricht ich mir schon während der Erzählung der Armen erschienen bin und nachher erst, als ich über alles nachdachte. Und wie unendlich reich ich mich mit einemmal fühlte! O, Arnold, was muß man gelitten haben, um sein eigen Grab als den höchsten irdischen Besitz, als einziges Glück zu betrachten! Aber uns, Liebster, soll aus diesem Grab neues Leben blühen. Das verspreche ich Dir! Und nun verzeih' mir, Arnold, daß ich Dir das Dasein so verbittert habe in kindischem Eigensinn. Es scheint mir plötzlich so leicht, auch hier glücklich zu sein, und die Menschen da vor uns, sie sind garnicht so schlimm. Im Gegentheil! Alles hat mir recht gut gefallen heute abend, sogar die Pastoralkinder. Paß auf, Arnold, ich werde am Ende einmal garnicht wieder hier fort wollen!"

(Nachdruck verboten.)

Fritz Frenzels Liebesgeschichte.

Eine Erzählung aus armer Leute Leben von Hans Hagen.

(Fortsetzung.)

Frau Frenzel war aufgestanden und schlich mit krummem Rücken um den Stuhl herum nach ihrem Sohne zu.

"Ei, sieh mal an, mein Fritzchen, also Deine Bertha ist solid. Deine Bertha, na, da wär's ja raus! Also verlobt bist Du heimlich. Verlassen willst Du mich! Wenn nur der Herr Sohn lebt, die Mutter kann sehen, wo sie bleibt, wozu hat sie denn im Leben genug für ihre Kinder hungern gelernt."

"Aber Mutter, so laß doch nur einmal ein Wort in Ruhe mit Dir reden! Ich denke ja nicht daran, Dich zu verlassen oder heute und morgen zu heiraten. Es ist wahr, ich habe auf meinen Geschäftswegen durch Zufall ein braves, hübsches, junges Mädchen kennen gelernt, das ich liebe. Aber Mutter, siehst Du, nun habe ich mir immer gesagt, daß ich garnicht daran denken kann, mich zu verloben oder zu heiraten. Aber da ist unser Doktor, der Herr Referendar, mit dem ich heute auch die Tour machte, der hat mir gesagt, er würde nächstens Assessor werden. Und dann wird er selbst Rechtsanwält, und da will er mich zu sich holen, und wenn ich dann brav und tüchtig bin, will er mich zu seinem Bureauvorsteher machen. Und Mutter, dann, ach, dann kann ich meine

Bertha heiraten, und Du kannst mit bei uns leben, und wir können glücklich sein und — — aber Mutter um Gotteswillen, was ist Dir denn?“

Die Alte war im Lehnstuhl zusammengesunken und zuckte krampfhaft an allen Gliedern.

„Es ist so, es ist so,“ schluchzte sie einmal über das andere, „und es ist so schlimm wie möglich, schlimmer als ich's dachte.“

„Aber Mutter, was ist denn nur so schlimm? Es ist doch kein Unrecht, was ich thue!“

„Nein, nein, das ist's ja eben! Das ist das Schlimmste! Thätest Du ein Unrecht, dann könnte man dazwischen fahren, aber so geht's mit uns beiden ins Elend, und man kann nichts thun als zusehen!“

„Aber Mutter, der Herr Referendar hat mir doch ganz bestimmt versichert — —“

Fritz Frenzel hielt erschrocken inne. Eine bittere, heisere Lache seiner Mutter unterbrach ihn.

„Nicht ein Referendar, nicht ein Assessor, zehn Rechtsanwälte und Notare hatten Deinem Vater versichert, daß sie ihn zum Bureauvorsteher haben wollten. Und gewartet hat er, bis er sich die Schwindsucht an den Hals gearbeitet hatte. 's ist bei Dir gerade so wie bei uns! Ich wäre glücklich gewesen, wenn ich bloß nicht geheiratet hätte. Ich war schon zehn Jahre lang beim Justizrath Berger. Erst Stubenmädchen, dann Köchin. Mir ging's gut, kein Mensch hätte mich fortgeschickt. Meine Herrschaft hätte für's Alter für mich gesorgt, wenn ich geblieben wäre. Ja, da kam aber der Heiratssteufel auch über mich. Dein Vater war Schreiber beim Justizrath, ein hübscher, schmucker Mensch. Was half da alles Neben, geheiratet wurde. Was schadet's denn, wenn's anfangs etwas knapp geht. Dein Vater brauchte ja nur zuzugreifen und die Bureauvorsteherstelle war da. Na, es verging Jahr um Jahr. Da wurde es nichts, dort wurde es nichts. Keiner hielt Wort. Raum's trockne Brot war da. Und nun kam erst noch's Elend, die Krankheit. Ein Kind starb, 's zweite starb, 's dritte starb. Du bleibst allein noch übrig. Und wie wir's dritte 'rausgetragen hatten, da packte es auch Deinen Vater. Ein Jahr und drei Monate hatte es gedauert, daß die Krankheit nicht 'rausgekommen war aus der Familie. Alle Nächte hatte Dein Vater geschrieben oder die kranken Kinder gewartet, und nun bracht's ihn auch noch weg, und wir beide blieben allein. Das übrige weißt Du ja, Fritz! — Ich bin Dir nicht böse, Fritz, aber nimm Vernunft an, geh' nicht in Dein Elend. Na, gute Nacht!“

Sie brannte sich einen Lichtstumpf an und humpelte hinaus. Fritz stand still und stumm an den Tisch gelehnt.

Draußen ging der Sturm und trieb Regen und Graupeln gegen die Fenster.

„Und warum lebt man denn dann?“ murmelte Fritz vor sich hin, „was hat denn das alles für einen Zweck in der Welt ohne die Liebe?“

Er horchte auf den Sturm draußen. Wie war er vorhin ihm entgegengelassen. So hatte er sich den Kampf mit dem Sturm des Lebens gedacht.

Und nun! Draußen war der Sturm, und hier bangte und zitterte er in den ergenden Klammern furchtsamer Armuth.

Da schlug er die Hände vor dem Gesicht zusammen und sank schluchzend auf einen Stuhl nieder.

„Bertha, meine arme, arme Bertha!“

III.

Berthas Wohnung lag in der inneren Stadt. Ein altes, großes, schwarzes Haus. Im Parterre Kaufläden. In der ersten Etage kaufmännische Bureaus. In der zweiten eine Kaufmannsfamilie. In der dritten ein paar kleine Beamtenfamilien. In der einen Hälfte der vierten waren Niederlagen, in der anderen wohnte die Wittfrau Staub. In der fünften Etage waren Kumpellammern und die Niederlage Abraham Levis.

Bertha wohnte mit noch anderen Miethern bei Frau Staub in der vierten Etage. Dort oben an der Thüre links, die zur Niederlage führte, stand kein Name. Um so mehr waren an der rechten Entreehür zu lesen.

In der Mitte ein großes, bemaltes Blechschild: Frau Anna verw. Staub. Daneben noch ein Blechschild, ein altes, verbogene vernageltes Ding, mit zwei Nägeln und einer Schraube befestigt, trug die Worte: Abraham Levi, Handelsmann. Darüber drei Bistenkarten. Die eine groß, verb, mit vier Blauzwecken angenagelt: Albert Kenker, Schriftseher. Daneben eine, lang, schmal, kokett mit eleganten gelben Zwecken befestigt, von denen eine herausgefallen und durch eine umgebogene Stednadel ersetzt war: Leopoldine Keller, Verkäuferin. Und endlich die dritte war eine schlichte Karte in einfacher Druckchrift, mit vier Geschäftskreißzwecken sauber angesteckt: Bertha Fiedler, Mäntelnäherin.

„Stuß, is ä Stuß! Worim soll ich beschenken das Mädchen? Bin ich ä junger Galan, bin ich ä Liebhaber? — — Aber se lachen mer aus, schenk' ich ihr nisch. — — Und weil se mer ham eingeladen su'n Abendbrot — — nu, schenk' ich ihr den Kamm oder schenk' ich ihr de Brosch'? — Trefft's gut, krieg' ich ä Mark fer de Brosch', trefft's schlecht, hab' ich se liegen, bis se werd schwarz. Aber der Kamm is ä Ware, is bar Geld. — — Ich schenk' ihr de Brosch'!“

Abraham Levi, in der einen Hand einen runden Haarkamm und eine unctione Brosche, in der anderen eine brennende Laterne, kam während dieses Selbstgesprächs langsam die holprige Treppe aus der fünften Etage herunter.

Er drückte den Drücker ins Schloß und öffnete.

„Gott, was se machen fer ä Heidenlärm!“

Poldi riß die Stubenthür auf.

„Na, kommen Sie denn bald, Levi? Haben Sie auch was Feines ausgesucht für unser Kind?“

„Nu! Werd' ich mer machen nich schmutzig. Wenn der Levi schenkt, schenkt er nobel.“

Das große, üppige Weib faßte barsch den kleinen, huckigen Handelsmann am Arm und zog ihn in die Stube, in der Frau Staub und Kenker Berthas Geburtstagstisch herrichteten.

„Was, das elende Ding wollen Sie ihr schenken!“ lachte Poldi, indem sie dem Alten die Brosche entriß, „was hat denn die Fünfzigpfennigbrosche unter Brüdern gekostet?“

„Nu! Wie heißt, Fräulein Keller, wollen Se mer anthun ä Affront, wo Se mer ham eingeladen su ä Feste?“

„Lassen Sie sie nur reden,“ mischte die Wirthin sich hinein, „Sie wissen ja, unsere Poldi hat einen losen Mund, aber im Grunde meint sie's nicht so.“

„Na, allemal!“ brummte Kenker, der am Fenster saß und seine kurze Pfeife anbrannte, „nur immer hübsch gemüthlich, übelnehmen gilt nicht!“

Levi machte sich an Kenker heran, sagte ihm Schmeicheleien über seinen schneidigen Schnurrbart und frug nach der Sorte Tabak, die er rauchte.

Frau Staub räumte Geschirr aus dem Glaschrank auf den Wandtisch am Ofen. Poldi befestigte 20 Lichter um den Geburtstagstisch.

„Helfen Sie mir anzünden, Herr Kenker,“ wendete sie sich an den Schriftseher, indem sie eine elegante Damenuhr herauszog, „das Kind kann jeden Moment da sein.“

„Na, allemal,“ brummte Kenker, indem er seine Schachtel Schweden vom Fenster nahm und sich reckend und dehrend auf den Tisch zu bewegte.

Die Lichter brannten, da — ein Geräusch am Schloß!

„Achtung! Sie kommt!“ rief Poldi, „kommen Sie, Levi, schnell, schnell hier in die Ecke. Herr Kenker, Sie sind ja im Gefangverein, Sie stimmen an.“

„Na, allemal.“

Die Thür ging auf. Noch in Jackett und Hut stand Bertha da, das reizende, feine Gesicht vom Abendwind frisch geröthet, die dunklen Haare zerzaust um die Schläfen, hell bestrahlt von den zahlreichen Lichtern — ein entzückendes Bild in diesem Rahmen der Dürftigkeit!

„Hoch soll sie leben, hoch soll sie leben, dreimal hoch!“

Mit einem brüllenden Gesangsvereinsbariton setzte Kenker ein, mit einem starken, wohlklingenden Alt sekundirte ihm Polbi, Frau Staub sang mit einem Stimmchen wie dünner Kamillenthee, und Levi krächzte ab und zu einen Ton dazwischen.

Bertha blieb wie angewurzelt stehen und schaute überrascht auf die seltsame Sängerschaar: der langaufgeschossene, ungeschlachte Kenker, der mit begeistertem Gesichtsausdruck drauflos sang; daneben der kleine Levi, ein Gemisch von Verlegenheit und Feierlichkeit im Gesicht; Frau Staub, ganz Gefühl und Empfindung, und dahinter Polbi mit Augen, blühend voller Schalk und Uebermuth.

Bertha brach in schallendes Gelächter aus, warf Hut und Jackett aufs Sopha und rannte dann Polbi in die Arme, die sie stürmisch umhalsste und herzte und küßte.

„Meine liebe, kleine Bertha, unser gutes, kleines Kind, wir gratuliren Dir alle herzlichst zu Deinem Geburtstage!“ schluchzte sie in einem plötzlichen Ueberschwang der Empfindungen, und abermals preßte sie das zarte Gestaltchen stürmisch an sich, küßte mit Leidenschaft ihre schönen, schwarzen, langwimprigen Augen, einmal, zweimal, dreimal! Dann drehte sie sich rasch um und wischte sich verstohlen ein paar Thränen von den Waden.

Beglückwünschend umringten nun die anderen das Geburtstagskind.

„Ein Paar Handschuhe, dachte ich mir, kann man immer brauchen,“ begann schmunzelnd Frau Staub mit mütterlicher Zärtlichkeit, indem sie Bertha an den Tisch führte und auf ein daliegenes Paar farbiger Damenhandschuhe zeigte. Bertha bedankte sich und küßte der Wirthin flüchtig die Wange.

Strahlend über's ganze Gesicht stand Kenker am Tisch.

„Und mir werden Sie erlauben, Fräulein Bertha,“ begann er, ungeschickt stotternd, „weil Sie gar ein so süßes Püppchen sind, vor allen Dingen was Süßes. Ein Pfund Chocolate und hier eine Düte mit Pralinés. Und dann haben wir auf der Bude neue Visitenkarten für Sie gemacht, hoffentlich gefallen sie Ihnen.“

„Aber Herr Kenker, nein, wie Sie mich beschenken! Wie soll ich mich denn da abfinden?“

„Na, Fräulein Bertha,“ schmunzelte Kenker verlegen, „wenn Sie wollten so gut sein, auch was Süßes — ein Kuß!“

„Ach Sie Schwerenöther,“ lachte Bertha, indem sie ihn auf die Hand schlug, mit der er nach ihrer Schulter faßte.

„Nur einen Freundschaftskuß, aus Dankbarkeit,“ bettelt Kenker, „nich, Frau Staub, einen Kuß in Ehren kann niemand verwehren.“

„Ich gucke weg,“ lüchelte Frau Staub affektirt.

„Na da, weil Sie heute so artig sind,“ rief Bertha schelmisch, indem sie nicht gerade sehr graziös die Hände nach hinten streckte und ihm mit kindlicher Unbefangenheit ihre schwellenden Lippen hinhielt.

„Na, allemal!“ Mit bärenhaftem Ungeschick faßte sie Kenker an beiden Schultern und drückte mit langsamem Behagen einen Kuß auf den dargebotenen Mund.

„Pfiu, der Tabak,“ lachte Bertha, indem sie sich losriß, „na, warten Sie, um so besser sollen mir Ihre Pralinés schmecken.“

„Nu, Fräulein Bertha,“ begann Levi mit komischer Verlegenheit, „daß Se nich müssen geben auch ä Kuß mir alten Manne, hab ich Ihnen geschenkt bloß ä Kleinigkeit, ä Brosch', damit Se sehen die Freundschaft!“

„Auch Sie, aber das ist nett!“

Treuherzig schüttelte Bertha dem Handelsmanne die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.

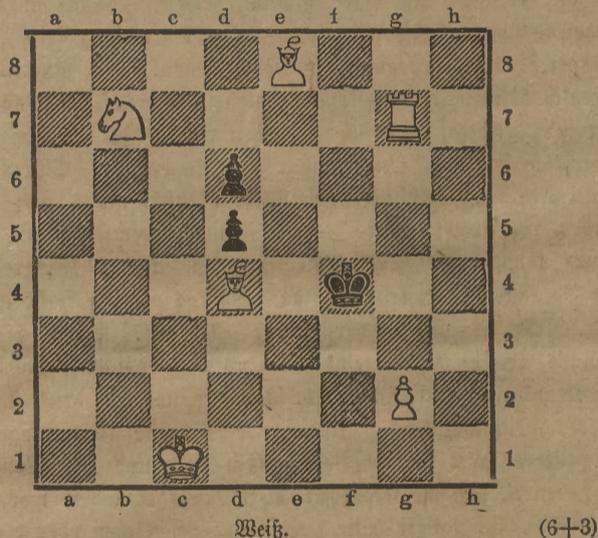


Charade.

Der Bauer holt das Erste ein.
Das Wetter thut ihn — die zwei Decken.
Das Ganze, das sind Thierchen klein,
Die — mögen sie auch schädlich sein —
Doch uns're Bauern oft ergötzen.

Schachaufgabe.

Von C. Ferber in Forbach i./L.



Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Auflösung des Bilderräthfels.

Guter Rath ist theuer, schlechter meist noch theurer.

Auflösung des Homonym's.

Zug.

Auflösung des Anagramm's.

Karte, Asien, Selma, Traum, Angel, Noten, Iran, Erde.

Auflösung der Statenaufgabe.

Kartenvertheilung:

W. a10, 9; b10, K, D, 9, 8, 7; dD, 9.

M. a, b, c, dB; aK, D, 8, 7; bA; cA.

S. aA; c10, K, D, 9, 8, 7; dK, 8, 7.

Stat: dA, 10.

Spiel:

1. W. b10, bA, aA (—32). 2. S. c10, a10, cA (—31).
Stermt haben die Gegner 63.

Richtige Lösungen gingen ein von: Ella Engelhardt, Essen-Muhr, Erna Schmidt, Elisabeth Stieff, Luise Schallack, Erich Stübner, Bertha, Willi und Ernst Becker, Lucie Walter, Robert Wolf, Ida Wendt, Gerta Lipowski, E. K., Erna Jakobowski, R. W., Leo Lippmann, Erich Friedländer, Gotthold Kronheim, G. L., Stanislaus Musielewicz, Bromberg, Josef Kwieciński, Labischin.